

Theopoesie für gestern, heute und morgen *Der Priesterdichter Lothar Zenetti*

Georg Langenhorst / Augsburg

Für Lothar Zenetti zum 60. Weihejubiläum

Lothar Zenetti? Gewiss, der Name ist im deutschsprachigen katholischen Raum geläufig, ein Begriff geworden für kreative Sprachsuche und den Versuch, die Grundaussagen des Christentums in unverbrauchter Weise neu zum Klingen zu bringen. Ein Mann des Wortes, einer der wenigen katholischen Dichterpfarrrer von Rang, ein spiritueller Lehrmeister, der am 28. September 2012 die seltene Feier eines diamantenen Priesterjubiläums erleben durfte.¹ Im frühen 18. Jahrhundert waren die Vorfahren Lothar Zenettis aus dem italienischen Friaul nach Süddeutschland emigriert. 1866 zog der Großvater weiter nach Frankfurt am Main, jener Stadt, der Lothar Zenetti ein Leben lang die Treue halten sollte.

Ein ertragreiches Leben

1926 geboren, war Lothar Zenetti ab 1931 Schüler der Bonifatius-Schule in Bockenheim, ab 1936 am Goethe-Gymnasium. 1943 wurde er knapp siebzehnjährig als Luftwaffenhelfer und zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Nach einer Zeit als Rekrut in Österreich wurde Zenetti in Dänemark zum Offizier ausgebildet. Noch keine 19 Jahre alt wurde er 1945 beim Fronteinsatz in Schlesien verwundet. Nach Kriegsende kam er zunächst in amerikanische, dann in französische Gefangenschaft. Dort trat er dem so genannten Stacheldrahtseminar von Chartres bei, geleitet von *Abbé Franz Stock*. Heimgekehrt nach Frankfurt, machte Zenetti das Abitur nach und studierte dann Theologie und Philosophie an der Theologischen Hochschule St. Georgen. Am 28. September 1952 wurde er zum katholischen Priester geweiht. Nach einigen Stationen als Kaplan wurde er 1962 zum Stadtjugendpfarrer von Frankfurt ernannt und übernahm (bis 1995) die Pfarrei St. Wendel in Frankfurt-Sachsenhausen. Schon von 1949 an hatte er als freier Mitarbeiter beim Hessischen Rundfunk gearbeitet, daneben als Journalist

¹ Vgl. den Privatdruck „*Spätlese*“. Zum 60. Priesterjubiläum von Lothar Zenetti. Hrsg. von der Pfarrgemeinde Frauenfrieden. Frankfurt 2012.

für die Bistumszeitung „Der Sonntag“. Von 1981 bis 1991 war er offiziell als Senderbeauftragter der katholischen Kirche für den Hörfunk des HR tätig. Ein vielfältiges, ertragreiches Leben, dokumentiert in ungezählten Buchpublikationen!

Ich selbst habe ihn nie persönlich kennen gelernt, diesen Frankfurter Pries-terdichter, der drei Jahre älter ist als mein Vater. Ich habe nie etwas *über* ihn ge-lesen in all den klugen Studien des akademischen Dialogfeldes von Theologie und Literatur,² das sich seit Ende der 1970er Jahre etabliert hat. Ich kenne sein verstreut publiziertes, zum Teil längst vergriffenes Gesamtwerk nur in Auszügen. Nie habe ich – bis heute – daran gedacht, etwas über ihn zu schreiben. Und den-noch ...

Ein neuer „Klassiker“ theopoetischer Sprachsuche

Und dennoch haben mich einige von Lothar Zenettis Texten seit Jugendtagen begleitet, unbewusst-bewusst. So wird es vielen meiner Generation gehen. Vor allem in liturgischen Gebrauchstexten, Meditationen und in Liedern des so ge-nannten Neuen geistlichen Liedes hat sich Zenetti tief eingegraben in das indi-viduelle wie kollektive Erinnerungsbewusstsein kirchlich-religiös sozialisierter Menschen.

- „Das Weizenkorn muss sterben, sonst bleibt es ja allein“ – in abertausen-den Gottesdiensten hat dieser Text, dieses Lied das Geheimnis der Wand-lung untermalt, begleitet, gestaltet, völlig unbekümmert darum, ob nach katholischem, lutherischem oder reformiertem Verständnis.
- „Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“ – ungezählte Male haben Men-schen dieses so ehrliche, so demütige, so fragende Lied des Niederländers *Huub Oosterhuis* gesungen, das Zenetti kongenial übersetzt hat, und das sich gut ökumenisch sowohl im „Evangelischen Gesangbuch“ (Nr. 382) findet als auch im „Gotteslob“ der Katholischen Kirche (Nr. 621).
- „Was keiner wagt, das sollt ihr wagen“ – den bayerischen Liedermacher *Konstantin Wecker* hat dieser Text so angesprochen, dass er ihn neu vertont hat, in Konzerten gesungen, auf CDs veröffentlicht, hineingetragen in Wel-ten fern kirchlicher Erreichbarkeit. Noch 2010 hat ein anderer großer Lie-dermacher unserer Zeit, *Reinhard Mey*, seinerseits den Song an das Ende seiner CD „Mairegen“ gestellt.

Texte zur Meditation, zum politisch-sozialen Auftrag des Christentums, zur Bi-belbetrachtung, zu Liturgie und Jahreskreis, unmittelbare katechetische Ar-beitsmappen und Praxisanregungen – immer wieder sind sie eingesetzt worden

2 Vgl. G. Langenhorst, *Theologie und Literatur. Ein Handbuch*. Darmstadt 2005.

in Gemeindearbeit und Religionsunterricht, häufig ohne Nennung des Autors, kopiert, vervielfältigt, eingefügt in Loseblattsammlungen, erprobt oder verworfen am harten Prüfstein praktischer Einsetzbarkeit. Daneben tritt eine offiziell dokumentierte Erfolgsgeschichte: immerhin vier seiner Texte finden sich im „Evangelischen Gesangbuch“ und zwar:

- „Seht das Brot, das wir hier teilen“ (Nr. 226)
- „Segne dieses Kind“ (Nr. 581) – ök
- „Das Weizenkorn muss sterben“ (Nr. 585) – ök
- „Wir sind mitten im Leben zum Sterben bestimmt“ (Nr. 682) – ök

Im Stammteil des katholischen „Gotteslobs“ finden sich – neben einer weiteren Übersetzung eines Textes von *Huub Oosterhuis*, der Litanei „Sei hier zugegen, Licht unseres Lebens“ (Nr. 764) – sechs Texte:

- „Wir alle essen von einem Brot“ (Nr. 539)
- „Das Weizenkorn muss sterben“ (Nr. 620) – ök
- „Worauf sollen wir hören“ (Nr. 623)
- „Segne dieses Kind“ (Nr. 636) – ök
- „Wir sind mitten im Leben zum Sterben bestimmt“ (Nr. 655) – ök
- „Weder Tod noch Leben trennen uns von Gottes Liebe“ (Nr. 663)

Was dabei auffällt: Drei Lieder sind in bewusst ökumenischer Gemeinsamkeit in beiden Gesangbüchern präsent. Tatsächlich sind viele Texte Zenettis auch in sehr enger ökumenischer Kooperation und Anregung – etwa im Austausch mit dem in einer Frankfurter Nachbargemeinde wirkenden evangelischen Pfarrer *Dieter Trautwein* – entstanden. Ganz anders als in den meisten anderen Liedern aus der Anfangsphase des ‚Neuen geistlichen Liedes‘ geht es inhaltlich vor allem um liturgische Vollzüge im Zusammenhang mit Taufe, Eucharistie/Abendmahl, Sterblichkeit/Heil. Sie stammen sämtlich aus der frühen Publikationsphase in Zenettis Wirken, aus den Jahren 1969–1971, sind deshalb keineswegs repräsentativ für sein Schreiben. Gespannt darf man sein, wie Zenetti in der für 2013 erwarteten, seit langem vorbereiteten Neuausgabe des katholischen Gesangbuches präsentiert sein wird: Werden die bisherigen Lieder wieder aufgenommen? Kommen neue, aktuellere Texte hinzu?

„Frische, ungewohnte Zugänge“

Lothar Zenettis Werk ist breit verstreut. Eine Gesamtausgabe gibt es nicht, wird es wohl auch nie geben. Insofern ist es schwer, Aussagen über das komplexe Oeuvre zu treffen. Tendenzanzeigen müssen genügen. Im Überblick über Gedichte, Assoziationen, Ausführungen, Gedanken Zenettis fällt mir eine andere

Szenerie ein, die ein bezeichnendes Licht auf das Verständnis seines Schreibens wirft. Deshalb ein Umweg, ein Szenenwechsel:

Jeder, der in der Verkündigung oder im Bereich religiöser Erziehung und Bildung tätig ist, kennt sie, die Ohnmachtsspirale religiöser Rede: Wie soll ich in Sprache fassen, was ich letztlich nicht verstehe? Wie soll ich verstehen, wofür ich keine Sprache habe? Dieses Dilemma erfahren gerade jene als besonders schmerzvoll, die um dieses rechte Wort ringen: die Dichter. Blicken wir auf eine Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, auf *Silja Walter* (1919–2011). Als Ordensfrau Schwester Maria Hedwig verfasste sie weithin beachtete Lyrik, Oratorientexte und religiöse Spiele oder Erzählungen. Für unsere Fragestellung zentral: Im Jahr 1982 führte sie ein Aufsehen erregendes, bis heute nachwirkendes Radio-Gespräch mit ihrem Bruder *Otto F. Walter* (1928–1994), das ein Jahr später unter dem Titel „Eine Insel finden“ veröffentlicht wurde. Was für eine Konstellation: Hier sie, die in Klausur lebende Nonne; dort er, der jüngere Bruder, Schriftsteller auch er, aber der Religion völlig entfremdet. Zwanzig Jahre lang hatten sie einander nicht gesehen. Zwei Welten, zwei unterschiedliche Lebenserfahrungen prallen aufeinander.

Im Kern des Gespräches geht es um die Frage nach einer angemessenen Sprache, wenn es um letzte Wahrheit geht, um Religion, Konfession, um Gott: Silja Walter will dem Bruder ihre Welt, ihren Glauben, ihren Weg ins Kloster und ihr Leben dort verständlich machen. Doch wie fasst man religiöse Überzeugungen in Sprache? Es fallen offene Worte ehrlichen Ringens und Suchens. Silja Walter gesteht ganz offen:

„Ich kann das Absolute nicht beschreiben. Und trotzdem. Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden. Nicht Begriffe, nein, vor allem nicht alte Begriffe. Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache. Ich bemühe mich vielmehr um das Finden von neuen Bildern, Symbolen. (...) Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Und unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich.“³

Die „Unzulänglichkeit über Gott reden zu können“ und das Leiden an dieser Unzulänglichkeit – schlimm, wenn religiöse Menschen dieses Gefühl *nicht* kennen oder nicht zulassen! Die bleibenden Grenzen der Sprache zu spüren und gerade nicht zu verstummen, dieser Balanceakt bleibt schwierig. Gewiss könnte man mit dem Philosophen Wittgenstein zu dem Ergebnis kommen: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen!“ Das ist menschlich verständlich und für einen Philosophen eine redliche Option. Nicht aber für Menschen, die in der Religionsvermittlung arbeiten! Für uns gilt der mühsame Weg, den auch Silja Walter beschritten hat, „das Finden von neuen Bildern, Symbolen“ – selbst wenn dieser Prozess immer vom Scheitern bedroht ist.

³ Vgl. S. Walter, *Die Fähre legt sich hin am Strand. Ein Lesebuch*. Hrsg. von K. Obermüller. Zürich 1999, 150f.

Denn auch in dem skizzierten Gespräch zwischen Bruder und Schwester Walter bleiben die noch so redlichen Bemühungen vergebens. Der Bruder, der ferne Vertraute, versteht die Schwester nicht: „Ich sehe ihn nicht, ich sehe diesen Gott nicht“.⁴ Auch Siljas Gedichte, ihre eindrucklichsten Zeugnisse des Suchens nach einer angemessenen Rede von Gott, bleiben ihm fremd. Das Ringen um eine sprachliche Beschreibung des Absoluten, das Scheitern am eigenen Anspruch, das trotz aller Ernüchterung unermüdliche Suchen – all das kann man bei Silja Walter eindrucklich nachlesen. Doch mehr noch: „Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache“ – was für eine Mahnung an in der Pastoral und im Religionsunterricht Tätige!

Genau hier liegt die Verbindung zu Lothar Zenetti. Er muss Ähnliches empfunden haben wie Silja Walter, abgeschreckt von der „geistlichen Atemnot“ und dem „chronischen Luftmangel“⁵ christlicher Theologie und Verkündigung. Wie sie begibt er sich auf die Suche nach „frischen ungewohnten Zugängen, appetitanregenden Einfällen, aktuellen Bezügen“, nach „Wendungen, die aufhorchen lassen, die das oft benutzte und darum auch abgenutzte Wort neu erschließen“. Wie sie wagt er sich an „Sprech- und Schreibübungen am Rande des Evangeliums“,⁶ so die poetologischen Selbsteinschätzungen im Vorwort zu den „Variationen zum Evangelium“ unter dem Titel „Die wunderbare Zeitvermehrung“.

Und doch gehen sie verschiedene Wege. *Sie*, Silja Walter, kann gesehen werden als eine große Dichterin, die Christin war und ihr Christentum zum poetischen Thema gemacht hat. *Er*, Lothar Zenetti, kann gesehen werden als Pfarrer, der sich der poetischen Sprache bedient hat im Dienst von Verkündigung und Katechese. Seine Texte entstammen „dem Bemühen, im täglichen und zumal sonntäglichen Gerede den Glanz und die Kraft des Wortes zu entdecken“,⁷ so lässt er im Vorwort zu seiner wohl wichtigsten Textsammlung, den „Texte(n) der Zuversicht“ aus dem Jahr 1972, erkennen. *Sie*, sie Dichterin, schreibt Texte, die sich in Verdichtung und Bildfügung einer direkten und klar bestimmbar Deutung entziehen. *Er* muss setzen auf sofortige Erkennbarkeit, auf kreative Sprachfügungen, die klare Assoziationen freisetzen.

Gewiss: Diese Perspektiven lassen sich dabei nicht messerscharf voneinander trennen. Auch bei Silja Walter findet man poetisch nur wenig geformte, primär katechetisch ausgerichtete Texte. Und umgekehrt: Bei Lothar Zenetti findet man Texte, die sich weit vom Anspruch auf katechetische Nutzbarmachung lösen und hineinreichen in den Bereich freier, autonomer Poesie. Einiges „an der Grenze der Lyrik“⁸ habe er geschrieben, deutet er bescheiden im Vorwort zu den „Texten der Zuversicht“ an. Trotzdem: Zenetti schreibt primär katechetische

⁴ AaO., 161.

⁵ Vgl. L. Zenetti, *Die wunderbare Zeitvermehrung. Variationen zum Evangelium*. München 1979, 6.

⁶ Vgl. aaO., 7.

⁷ Vgl. Ders., *Texte der Zuversicht. Für den einzelnen und die Gemeinde*. München 1972, 5.

⁸ Vgl. ebd.

Gebrauchstexte, er hat einen katechetischen oder liturgischen Einsatz und Nutzen vor Augen. Wert und Qualität seines Schreibens müssen sich also vor allem am harten Prüfstein praktischer Tauglichkeit erweisen. Das ist – meistens – sein Anspruch, das ist die Ebene des Zugangs zu den Texten. Darin ist er vergleichbar mit den beiden anderen großen katholischen Dichterpfarrern seiner Generation, *Michael Zielonka* und *Wilhelm Willms*.

Ganz klar: Viele Texte Zenettis haben aktuelle, zeitbedingte Anlässe und Reichweite, ihre Bedeutung erschöpft sich in der Tagesaktualität. Andere jedoch haben bereits Jahrzehnte überlebt, sind poetisch so stark und treffend verdichtet, dass sich Menschen unterschiedlicher Generationen bei unterschiedlichen Anlässen und in unterschiedlichen Kontexten in ihnen finden können, sich selbst und ihre Empfindungen oder Gedanken in ihnen ausgedrückt fühlen.

Schauen wir auf einige Beispiele von Zenettis „Theopoesie“, ein Begriff, den die evangelische Theologin und Poetin *Dorothee Sölle* geprägt hat. Theopoesie, das wäre ihr zufolge ein „Sprechen, das uns mit dem Grund der Tiefe des Seins in Beziehung setzt“. Und ihr großer „metaphysisch-ästhetischer Traum“ – von ihr selbst in den eigenen Gedichtbänden wieder und wieder angestrebt – wäre eine „vollkommene Poesie, die zugleich reines Gebet wäre“.⁹

Zenettis Anspruch ist bescheidener. Er charakterisiert sein – dennoch „theo-poetisch“ zu nennendes – Schreiben selbst als „Versuche (...) das Wort zu finden“, als „alltägliche Beobachtungen, Bemerkungen und Fragen, An-Deutungen und Denkanstöße“, ¹⁰ so 1972. Fast vierzig Jahre später wählt er folgende Charakterisierung: Sein Schreiben sei eine bunte Mischung aus „Einfällen und Glossen“, da findet sich „Nachdenkliches, Kritisches, Ironisches, Ernstes wie Heiteres“, so ganz treffend im Vorwort zu dem 2011 herausgegebenen Rückblicksband „Auf Seiner Spur“. Und selbstkritisch erkennt er: „Manches war sicher allzu zeitbezogen.“¹¹ Gewiss, aber gerade das zeichnet katechetische Gebrauchsliteratur aus und gibt ihr dennoch ihr Recht. Und ein zweites Mal liegt er mit seiner rückblickend-bilanzierenden Selbsteinschätzung fraglos richtig: Auch seine Texte „lassen kein neues pfingstliches Sprachenwunder erkennen“.¹² Das aber gilt für all die anderen Texte moderner, christlicher Sprachsuche genauso. Es sind Versuche, Ansätze im „Finden von neuen Bildern, Symbolen“, um noch einmal Silja Walter zu zitieren. Sie haben ihre Grenze – aber auch ihre Reichweite.

⁹ Vgl. D. Sölle, *Das Eis der Seele spalten. Theologie und Literatur in sprachloser Zeit*. Mainz 1996, 75.

¹⁰ Vgl. L. Zenetti, *Texte der Zuversicht* (Anm. 7), 5.

¹¹ Ders., *Auf Seiner Spur. Texte gläubiger Zuversicht*. Ostfildern 2011, 5.

¹² Vgl. *aaO.*, 6.

Intentionen des Schreibens

Schauen wir auf die Inhalte des Schreibens von Lothar Zenetti. Worum geht es ihm? Was will er erreichen? Nur wenige Motivspuren aus einem vielfältigen Weggefüge können hier herausgegriffen werden, verdeutlicht jeweils an einem Beispiel.

Aktualisierung

Ein erstes Grundanliegen von Zenetti wurde schon benannt. Es geht ihm darum, die Sprache von Verkündigung und Vermittlung zu aktualisieren. „Zeitansage“ nennt er treffend seine Sammlung von pastoraltheologischen Essays mit dem Untertitel „Anregungen für den Gottesdienst einer neuen Generation“, im symbolträchtigen Jahr 1968 mit kirchlicher Druckerlaubnis versehen, ein Jahr später erschienen. Zu altbacken, zu abgegriffen, zu stereotyp-wiederholend erschien ihm in den 1960er und 1970er Jahren die Sprache der Kirchen in Verkündigung, Liturgie, Predigt und Religionsunterricht. Mit solchen Klagen stand er in dieser Zeit nicht allein. Vielfach konnte man lesen, die religiöse Sprache stehe „unter dem Verdacht des Informationsverlusts“ und „der Immunisierungstaktik“. Man beantworte „kirchlicherseits“ Fragen, „die sich die Menschen so gar nicht stellen“; religiöse Sprache zeichne sich durch ihre „Erfahrungsferne und Formelhaftigkeit aus“. Generell gebe es eine „Abneigung gegenüber den schal gewordenen Vokabeln“ wie „Demut“, „Dienst“ oder „Gehorsam“,¹³ so in einer Studie des Religionspädagogen *Hans Zirker* aus dem Jahre 1971. Eine ganze Generation von jungen Autoren versuchte sich nun an eigenen Sprachsetzungen, geprägt vom Schwung ihres existentiellen Anliegens, der Utopie des Aufbruchs, dem Geist von Solidarität und Veränderungen zum Wohl der Menschen.

In den besten Texten dieser Zeit hat sich etwas bewahrt vom Enthusiasmus eines Aufbruchs, der sich vom Geist getragen weiß und sich nicht von kurzfristigen Rückschlägen entmutigen lässt. Schockierend freilich aus der Perspektive vierzig (!) Jahre später: Der damalige, exemplarisch von Zirker benannte Befund bleibt unverändert aktuell. Trotz all der kreativen Versuche von Sprachsetzung hat sich aufs Ganze gesehen kaum etwas verändert. Zenetti jedenfalls gehört zu den führenden und bleibend bedeutsamen Autoren, welche die Sprachkrise nicht nur diagnostisch wahrnahmen, sondern aktiv versuchten, durch eigene Sprachversuche Gegenimpulse zu setzen. „Die wunderbare Zeitvermehrung“ von 1979 versucht ja gerade durch die im Untertitel angezeigten „Variationen zum Evangelium“ in Prosa und Poesie oder mit graphischen Textmustercollagen Aktua-

¹³ Vgl. H. Zirker, *Sprachprobleme im Religionsunterricht*. Düsseldorf 1972, 17, 22, 21, 51, 80 u. 79.

lisierungen, Neuzugänge zur bleibend aktuellen Botschaft zu setzen. Es geht ihm darum, so „spielerisch mit dem Wort umzugehen“, „dass ein Funke überspringt“.¹⁴

So etwa¹⁵ variiert Zenetti den nur selten bemerkten und ausgelegten Vers Mk 8,24: „Ich sehe Menschen; denn ich sehe etwas, das wie ein Baum aussieht und umhergeht“, ein Ausspruch, der dem geheilten Blinden von Betsaida in den Mund gelegt wird als Reaktion auf den ersten neuen Sehversuch nach langer Dunkelheit.

Das Lied von den Menschen, die aussehen wie Bäume

*Herr, wie ein Baum
so sei vor dir mein Leben,
Herr, wie ein Baum
sei vor dir mein Gebet.*

*Gib Wurzeln mir, die in die Erde reichen,
dass tief ich gründe in den alten Zeiten,
verwurzelt in dem Glauben meiner Väter.*

*Gib mir die Kraft, zum festen Stamm zu wachsen,
dass aufrecht ich an meinem Platze stehe
und wanke nicht, auch wenn die Stürme toben.*

*Gib, dass aus mir sich Äste frei erheben,
oh meine Kinder, Herr, lass sie erstarken
und ihre Zweige recken in den Himmel.*

*Gib Zukunft mir und lass die Blätter grünen
und nach den Wintern Hoffnung neu erblühen,
und wenn es Zeit ist, lass mich Früchte tragen.*

*Herr, wie ein Baum
so sei vor dir mein Leben,
Herr, wie ein Baum
sei vor dir mein Gebet.*

Aus dem Vers einer Heilungsgeschichte wird – ganz frei assoziativ – ein meditatives Bittgebet, in dem der Sprecher sich im Bilde eines Baumes versteht und

¹⁴ Vgl. L. Zenetti, *Die wunderbare Zeitvermehrung* (Anm. 5), 11 u. 10.

¹⁵ Vgl. aaO., 236.

im Vierschritt von Wurzeln, Stamm, Ästen und Blättern das eigene Leben und erhoffte Wirken verdeutlicht. Durchaus typisch und repräsentativ für zumindest eine Grundtextart Zenettis: Der Duktus ist sofort verständlich, eingängig, bildstark. Der Text ist so verfasst, dass er – auch ohne Reimschema, das sich in anderen seiner Texte durchaus finden lässt – unschwer mit einer Melodie versehen und zu einem Lied werden kann. Genauso gut kann der Text aber auch als Meditationstext in Gottesdiensten oder anderen spirituellen Kontexten vorgelesen oder zu einer stillen Selbstbesinnung verwendet werden. „Verheutigung“, Übertragung von spirituellen Impulsen aus Bibel, Liturgie und kirchlicher Tradition in die Gegenwart – das ist ein erstes zentrales Anliegen Zenettis.

Provokation

Bei genauem Rück-Blick auf die Texte wird freilich innerhalb dieser Zielperspektive ein Grundton, ein Webmuster deutlich, das eine klare Zuspitzung verrät: Der katholische Pfarrer Zenetti – ganz seiner von Aufbruch und Neubeginn begeisterten Generation verpflichtet – schreibt in seinen Aktualisierungstexten durchaus kämpferisch an *gegen* bestimmte imaginäre Zeitgenossen, Tendenzen, Geisteshaltungen. Sichtbar wird vor allem eine Kontrastfolie: die des behaglich in sich selbst ruhenden katholischen Bildungsbürgertums, skeptisch-kritisch gegen alle Veränderungen, politisch wie kirchlich konservativ-bewahrend. Dieses Amalgam aus satter Bürgerlichkeit, traditioneller Kirchlichkeit und rundum mit sich selbst zufriedener Konservativität findet sich keineswegs nur bei Zenetti. Hier geht er Hand in Hand mit einem *Heinrich Böll* und vielen anderen. Und dieses imaginierte – aus heutiger Sicht vielleicht doch zu stark selbst eingebil-det – Zielpublikum will er durchaus provozieren, wachrütteln, auf die „Zeichen der Zeit“ stoßen mit Humor, Ironie, Biss. Immer wieder nutzt er dazu das aus der brechtschen Poetologie entlehnte Stilmittel der Verfremdung. Der folgende Text aus den „Texten der Zuversicht“ von 1972, mit dem man diese Tendenz sehr gut aufzeigen kann, ist zugleich einer der bekanntesten von Zenetti:¹⁶

Inkonsequent

*Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Kirche.*

Sie werden antworten:

Die Messe.

*Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Messe.*

*Sie werden antworten:
Die Wandlung.*

*Sag hundert Katholiken
dass das wichtigste in
der Kirche die Wandlung ist.*

*Sie werden empört sein:
Nein, alles soll bleiben
wie es ist!*

Erneut typisch für Zenetti: Ein sofort verständlicher, mit Witz und Biss verfasster Text, aufgerufen in einer mit knappen Worten geschaffenen Szenerie. Im bewährten poetischen Prinzip dreifacher, sich steigernder Strukturähnlichkeit kehrt sich der Kernbegriff „Wandlung“ um. Was zunächst als Anspielung auf das eucharistische Geheimnis der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi gedacht war, wird zum Aufruf zur Veränderung, die niemand will! Der hundertfach angefragte „Katholik“ – er erlasst förmlich angesichts der Provokation, die man ihm da zumutet. Seine Texte, so Zenetti selbst, „provozieren die Frage nach dem Christsein heute“.¹⁷ Das also ist das zweite Grundmerkmal von Zenettis Texten: *sprachspielerische Provokation* aus dem Geist Jesu (oder dem, was man in den 70er/80er Jahren des 20. Jahrhunderts darunter verstand).

Ermutigung

Eine dritte Perspektive ist ihm selbst wichtiger. Immer wieder macht er schon in den Titeln seiner Bücher deutlich, dass es ihm um Texte „gläubiger Zuversicht“ und der expliziten „Ermutigung“ geht.¹⁸ Er will dazu ermuntern, ein eigenständiges, selbstbewusstes, kritisch-engagiertes, von Hoffnung geprägtes Christentum zu leben. Dazu sollen seine Texte einen kleinen Beitrag liefern. Als Beispieltext wähle ich jenen Text, den *Konstantin Wecker* – und in seinem Gefolge dann auch andere Liedermacher wie *Reinhard Mey* und *Hannes Wader* – einem breiten Publikum als Lied bekannt gemacht haben, freilich mithilfe einer signifikanten Ausblendung. Was bei dem Liedermacher „Was keiner wagt, das sollt

¹⁷ Vgl. Ders., *Texte der Zuversicht* (Anm. 7), 5.

¹⁸ Vgl. aaO., 6.

ihr wagen“ heißt, trägt im 1972 veröffentlichten und dann vielfach wieder abgedruckten Original Zenettis den Titel „Das Kreuz des Jesus Christus“.¹⁹

*Das Kreuz des Jesus Christus
durchkreuzt was ist
und macht alles neu*

*Was keiner wagt, das sollt ihr wagen
was keiner sagt, das sagt heraus
was keiner denkt, das wagt zu denken
was keiner anfängt, das führt aus*

*Wenn keiner ja sagt, sollt ihr's sagen
wenn keiner nein sagt, sagt doch nein
wenn alle zweifeln, wagt zu glauben
wenn alle mittun, steht allein*

*Wo alle loben, habt Bedenken
wo alle spotten, spottet nicht
wo alle geizen, wagt zu schenken
wo alles dunkel ist, macht Licht*

*Das Kreuz des Jesus Christus
durchkreuzt was ist
und macht alles neu*

Konstantin Wecker lässt, aus seiner Sicht verständlich, die rahmende Strophe weg, bei ihm stehen die drei appellierenden Mittelstrophen allein. Aus christlicher Sicht wird dadurch freilich gerade das Besondere, das Zentrale, der Kern unterschlagen. Gewiss, die drei Mittelstrophen – jeweils vierfach orientiert an den alliterativen Anlautkonjugationen „was“, „wenn“, „wo“ – sind Aufrufe zu sozialem Mut und ziviler Courage, Ermunterung zu Eigenständigkeit und ethischem Handeln, Aufforderungen, den eigenen Weg zugunsten der eigenen Integrität und der Mitmenschen zu gehen.

Ohne den Rahmen erinnert all das aber an die überfordernden Zumutungen des berühmten kantischen Kategorischen Imperativs: Aus Einsicht allein *müsse* jeder stets das Gute tun! Die christliche Ethik ist grundlegend anders strukturiert: Am Anfang (und Ende) steht der *Zuspruch* „Das Kreuz Jesu Christi macht alles neu“. Nur aufgrund dieses *Zuspruchs* ist die Formulierung des folgenden *An-*

¹⁹ AaO., 125.

spruchs sinnvoll und möglich. Das unterscheidet Moral *ermöglichende* Religion von Moral *einfordernder* Philosophie. Genau hier wird deutlich, was Zenettis Texte als Ermutungstexte auszeichnet. Sie sind zuallererst Texte des Zuspruchs. Erst von diesem Zuspruch her werden politische und moralische Ansprüche plausibel, begründbar – und vielleicht lebbar. Und im Gegensatz zu vielen anderen Texten des ‚Neuen geistlichen Liedes‘, die vor allem im Mitmenschlich-Sozialen verbleiben, thematisiert er genau diese Dynamik.

Verinnerlichung

Von hierher wird auch der vierte grundlegende theologisch-literarische Zugang zum Werk Zenettis plausibel. Warum finden sich bei ihm immer wieder Texte, die in die Mitte theologischer Kernvorstellungen, in das Herz liturgischer und sakramentaler Vollzüge hineinzielen? Weil es ihm um eine Verinnerlichung der christlichen Hoffnungsbotschaft geht. Nur Menschen, die sich von dieser Botschaft tief im Inneren berührt fühlen, werden auch die moralischen, sozialen und politischen Konsequenzen ausführen können. Gut katholisch sieht (oder sah?) er den Siedepunkt dieser Gedanken im Heilsmysterium der Eucharistie. Deshalb die vielen Texte, die versuchen, dieses unsagbare Geheimnis eben doch zur Sprache zu bringen. Deshalb die Ausrichtung auf emotional tief dringende singbare Verse innerhalb der Bewegung zur Förderung des immer noch so genannten ‚Neuen geistlichen Liedes‘, obwohl die Klassiker dieses Genres seit langem alles andere als neu, inzwischen vor allem Texte und Melodien der (Ur-) Großelterngeneration sind. Zenettis Buch „Heiße (W)eisen. Jazz, Spirituals, Beatsongs und Schlager in der Kirche“ aus dem Jahr 1966 zählt zu den prägenden Programmschriften dieser Bewegung.

Die strukturelle Förderung ging aber Hand in Hand mit dem Verfassen eigener Texte. Ungezählte seiner Gedichte wurden vertont, einige existieren in mehreren Melodieversionen. Blicken wir auf das wohl bekannteste, ökumenisch verbreitete, viel gesungene Zenetti-Lied, „Das Weizenkorn muss sterben“²⁰ – ebenfalls aus der viel zitierten Sammlung „Texte der Zuversicht“ von 1972:

*Das Weizenkorn muss sterben,
sonst bleibt es ja allein,
der eine lebt vom andern,
für sich kann keiner sein.
Geheimnis des Glaubens:
Im Tod ist das Leben!*

*So gab der Herr sein Leben,
verschenkte sich wie Brot.
Wer dieses Brot genommen,
verkündet seinen Tod.
Geheimnis des Glaubens:
Im Tod ist das Leben!*

*Wer dies Geheimnis feiert,
soll selber sein wie Brot,
so lässt er sich verzehren,
von aller Menschennot,
Geheimnis des Glaubens:
Im Tod ist das Leben!*

*Als Brot für viele Menschen,
hat uns der Herr erwählt,
wir leben füreinander,
und nur die Liebe zählt.
Geheimnis des Glaubens:
Im Tod ist das Leben!*

Ein Lied zur eucharistischen Wandlung, ein Lied, welches das liturgisch immer wieder heraufbeschworene „Geheimnis des Glaubens“ noch einmal anders sagt, ein Lied, das mit den traditionellen lyrischen Stilmitteln von Strophik, Reim und Kehrvers gleichwohl kreativ arbeitet. Inspiriert von Jo 12,24 – „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ – präsentiert es gut symboldidaktisch einen logischen Vierschritt: Zunächst fällt der Blick auf einen alltäglichen Naturvorgang: Ein Weizenkorn muss sterben, sonst kann es keine Früchte tragen. (Landwirte und Biologen weisen darauf hin, dass diese übliche Bildfügung eigentlich falsch ist: Ein Weizenkorn „stirbt“ nicht, sondern treibt einen Lebenstrieb aus. Würde es sterben, könnte sich kein neues Leben entwickeln.) Zweiter Schritt: So hat sich Jesus für uns geopfert; aus seinem Tod wird für uns Leben. Dritter Schritt: Wir sollen Jesus nachfolgen, indem auch wir uns „verzehren“ lassen von der Not unserer Mitmenschen. Vierter und letzter Schritt: In der Vision des liebenden Miteinanders, das so möglich wird, erfüllt sich die Sendung Jesu, die Vision Gottes von glückendem Menschsein.

Aus Zuspruch wird Anspruch, wird die Vision eines Lebens im Sinne des Reiches Gottes. Ohne diese Verinnerlichung, ohne diese Besinnung auf den Zuspruch Gottes in Wort, Ritual und Realvollzug wird die Botschaft Jesu vertrocknen, so die hinter den Texten spürbare Überzeugung Zenettis. „Segne dieses

Kind, und hilf uns, ihm zu helfen“²¹ – dieser wunderbare, in der pastoralen Praxis zu Recht oft eingesetzte Segenstext zur Taufe steht erneut für diese theologische Dynamik: (Nur) aus dem Segen Gottes kann Raum dafür entstehen, dass wir dem Kind dabei helfen, es selbst zu werden, nur aus dem Segen Gottes und unserer daraus möglichen Begleitung kann das Kind selbst – später – für andere zum Segen werden.

Das Wissen darum, dass es uns nie gelingen wird, das Reich Gottes vollendet aufzubauen, ist in Zenettis Texten immer präsent. Bei aller Diesseitsorientiertheit, bei aller Leichtigkeit der von ihm metaphorisch aufgerufenen „Seiltänzer“²² zwischen Diesseits und Jenseits – es bleibt jene Dimension, die man theologisch den „eschatologischen Vorbehalt“ nennt. Eine Vollendung, eine wirkliche Einlösung, ein erlöstes „Sein bei Gott“ wird es auf Erden nicht geben. Es bleibt eine hier unstillbare Sehnsucht, eine Erwartung, eine Hoffnung, die über unsere Welt hinausgeht. „Wie ein Traum“,²³ ein weiterer Grundtext Zenettis, drückt diese letzte Hoffnung in seinen Rahmenversen so aus:

*Wie ein Traum wird es sein
wenn der Herr uns befreit
zu uns selbst und zum Glück
seiner kommenden Welt*

Es bedarf keiner prophetischen Weitsicht, um zu behaupten: Zenettis Texte werden weiterleben. Im Singen seiner Lieder wird bleibend eine ganzheitliche Form des Betens möglich. Die Sammlungen seiner meditativen wie auch seiner provokativen Texte bleiben unerschöpfliche Fundgruben für den Einsatz in Gottesdiensten, aber auch für Exerzitien mit Jugendlichen oder für Gespräche mit Fernstehenden. Indem Zenetti gerade nicht nur die Binnensprache der kirchlichen Selbstverständigung nutzt, regt er immer wieder dazu an, jetzt und heute mit Mut und Kreativität eigene Sprachsetzungen zu versuchen, allen Tendenzen zur festgefügtten Normierung von Sprache und Denken zum Trotz. Aus explizit christlichem Geist ruft er uns sein Vermächtnis zu: „Was keiner wagt, das sollt ihr wagen ...“.

²¹ AaO., 90f.

²² Vgl. Ders., *Die Stunde der Seiltänzer. Geschichten und Gedichte*. München 1982.

²³ Ders., *Auf Seiner Spur* (Anm. 11), 200.